

ABSCHIED VON CHINA



Text:

ION KARAGOUNIS

Der unbegrenzte Glaube an die Zukunft, der wunderbare Pragmatismus, die Jahrtausende umspannende Kultur: Unser Autor hat China gegen die zunehmend negative Darstellung im Westen immer verteidigt. Doch es fällt ihm immer schwerer. Die Geschichte einer Entfremdung.



DIE DISKREPANZ WIRD SCHON SEIT Jahren grösser: Zu Hause las ich mit Unbehagen die Berichte über ein zunehmend entmündigtes Volk, über brutal unterdrückte Minderheiten und über die Rücksichtslosigkeit, mit der China seine Interessen in westlichen Ländern durchzusetzen versucht. Doch einmal in China angekommen, dauerte es meist nur wenige Stunden, bis mich das Land wieder in seinen Bann gezogen hatte und ich fasziniert war von der Zielstrebigkeit, vom Pragmatismus und vom Zukunftsglauben der Chinesen. Vieles von dem, was in China passierte, erschien in einem völlig anderen Licht und liess komplett andere Schlüsse zu, als wir sie im Westen zogen.

Unterliegen wir vielleicht doch einem grossen Missverständnis in unserer Interpretation von China, sind wir geleitet von der Angst, unsere Vormachtstellung zu verlieren? Oder ist eine Zukunft, in der China den Lauf der Welt bestimmt, tatsächlich so düster, wie es die Berichte in unseren Medien suggerieren? Diese Fragen trieben mich mehr und mehr um in den letzten Jahren, in denen ich regelmässig beruflich zu tun hatte in China.

«Geht es China gut, geht es der Welt gut», sagte der chinesische Botschafter in der Schweiz im November 2019 an einem Empfang. Man mag diese Aussage als hohle Phrase eines offiziellen Vertreter Chinas abtun, doch sie sagt viel aus über das Selbstverständnis, mit dem das Land heute auftritt. Vor kurzem hat China verkündet, dass es die extreme Armut besiegt habe, pünktlich zum hundertsten Geburtstag der Kommunistischen Partei. Als Nächstes hat die Partei das Jahr 2049 im Blick. Dann wird die Volksrepublik China hundert Jahre alt. Die Feier ist mit einem Versprechen verbunden, das grösser nicht sein könnte: Bis 2049 soll China ein «wohlhabendes, starkes, demokratisches, kulturell fortgeschrittenes und harmonisches modernes sozialistisches Land» werden.

Das ist das, was ich an China bewundere: Ein edles Ziel mit einem für westliche Politiker unvorstellbar langen Zeithorizont und eine Staatsmacht, die systematisch darauf hinarbeitet. Welches andere autokratische Regime hat je daran gedacht, seine eigene Bevölkerung aus der Armut zu holen? Da bereichert es sich lieber selbst. Und wir im Westen? Dank der Gunst der Geschichte haben wir schon alles erreicht.

Jetzt konzentrieren wir uns verbissen darauf, es zu verteidigen.

Letztes Jahr, kurz bevor die Grenzen Chinas zungen, war ich mit meiner Bekannte Lin Li unterwegs im Park des duftenden Berges im Nordwesten Pekings. Das ist einer der Orte, wo China seine jüngste Geschichte zelebriert. Von hier aus befehligte Mao Zedong im Sommer 1949 die Befreiung Chinas. Lin lag stets viel daran, ihren Geschäftspartnern aus dem Westen die «chinesische Sicht» der Dinge aufzuzeigen. «Die Gründung der Volksrepublik China 1949 kann nicht höher eingeschätzt werden», sagte Lin. 1860 besiegt durch die britisch-französische Armee, 1900 erneut in die Schranken gewiesen durch eine Allianz von acht Ländern während des Boxeraufstandes, dann besetzt durch die Japaner im Zweiten Weltkrieg: Die jüngste Geschichte Chinas war geprägt von Demütigungen durch ausländische Mächte. Lin weiter: «Mao hat Fehler gemacht, er kannte nur den Kampf als Lösungsstrategie. Aber er und die Kommunistische Partei haben es geschafft, dass wir seit siebzig Jahren unabhängig sind.»

Wir kamen auf die jetzige Politik zu sprechen. «Im Westen werden nur die schlechten Dinge thematisiert», kritisierte Lin. So auch 2018, als China die Verfassung geändert hat: «Das einzige Thema in den Medien war, dass Xi Jinping jetzt ohne zeitliche Begrenzung regieren dürfe. Unsere Fortschritte im Kampf gegen die Korruption oder unsere moderne Gesetzgebung zur Bekämpfung des Klimawandels werden im Westen nicht wahrgenommen.» So habe Xi Jinping das Konzept einer «ökologischen Zivilisation» in der Verfassung verankert, ein Konzept, das weltweit seinesgleichen suche. Mag sein, für mich hatte die Abkehr von der beschränkten Amtsdauer jedoch eine grosse symbolische Bedeutung. Sie bestätigte die Veränderungen, die seit der Machtübernahme durch Xi vor sich gingen, sie war ein Zeichen seiner zunehmenden Dominanz in allen Lebensbereichen.

Dass die Kluft zwischen dem Westen und China ständig wuchs, war mir schon früher klar geworden, bei einem Besuch des Tech-Konzerns Huawei in Shenzhen. Die westliche Kritik an Huawei hatte einen ersten Höhepunkt erreicht. «Die Amerikaner hassen uns!» Es folgte ein verlegenes Lachen, wie immer, wenn ein Chinese öffentlich etwas Mutiges sagt. Doch das, was dieser Mitarbeiter von Huawei ausgesprochen hatte, entsprach der Stimmung im Land. Die Mitarbeitenden von Huawei waren frustriert und fühlten sich in ihrem Stolz verletzt. Für sie gab es keinen rationalen Grund, warum sich einzelne Länder im Westen so gegen ihre Firma auflehnten. «Huawei ist als einzige Firma weltweit fähig, sämtliche Komponenten zum Betrieb der 5G-Mobiltelefon-Technologie herzustellen – vom Netzwerk bis zum Smart-

phone», erklärte der Mitarbeiter, jetzt wieder professionell distanziert. Zudem seien die Produkte billiger als jene anderer Hersteller. Frankreich, Norwegen, die Deutsche Telekom – sie alle arbeiteten weiterhin mit Huawei zusammen, trotz den Differenzen mit den USA. «Wieso sollte jemand eine weniger weit entwickelte Technologie zu einem höheren Preis kaufen?», so der Mitarbeiter weiter.

Im Smarthome-Labor von Huawei erfuhren wir, wie viel einfacher unser Leben in Zukunft wird: Der Lift weiss dank Gesichtserkennung, in welches Geschoss er fahren muss. Der im Türgriff eingelassene Sensor erkennt den Damenabdruck, und die Wohnungstür geht ohne Schlüssel auf. Ein Lautsprecher krächzt: «Huanying hui jia – willkommen zu Hause!»

Wer braucht das alles? Egal! Alle im Labor waren begeistert, Besucher und Mitarbeitende. Es war einer dieser magischen China-Momente. Selbst ich war fasziniert, weniger von der Technik als vielmehr von der Unbeschwertheit und der Zuversicht, die die Chinesen ausstrahlten. Die südchinesische Stadt Shenzhen ist der perfekte Sehnsuchtsort für jene, die in der Technik die Lösung für alle Probleme der Menschheit sehen.

Dabei ging es auch um ernsthaftere Dinge, zum Beispiel um das Electric-Bike-Management-System. Es soll für mehr Ordnung in den Städten sorgen, da es Rollerfahrer erkennt, die auf dem Gehsteig oder in der falschen Fahrtrichtung unterwegs sind.

«In nur drei Sekunden ist jeder Fahrer identifiziert!», raunte der Besucher neben mir. Drei Sekunden. Der «Spiegel» von Cixin Liu kam mir in den Sinn. In einer Novelle beschreibt der chinesische Science-Fiction-Autor, wie der Wissenschaftler Song eine Software namens «Spiegel» entwickelt, die ohne Verzögerung aufzeigt, was an einem beliebigen Ort auf der Erde gerade geschieht. Enthusiastisch beschreibt Song seine Erfindung: «Die gesamte Menschheit wird sich einem Spiegel gegenübersehen, der noch die kleinsten Taten jedes Einzelnen offenbart. Nicht das geringste Vergehen wird dann noch verborgen bleiben, und niemand, der sich schuldig gemacht hat, wird seiner gerechten Strafe entgehen. Es wird eine Zeit ohne Dunkel sein, eine Zeit, in der die menschliche Gesellschaft so rein wie ein Kristall ist.»

Viel von dieser idealen Welt bekam ich auch bei Tencent zu sehen, dem zweiten Tech-Giganten von Shenzhen. Diese Firma wird unser Leben noch viel stärker beeinflussen als Huawei. Keine Social-Media-Plattform aus dem Westen ist so weit entwickelt wie die drei Tencent-Produkte Weixin, Wechat und QQ mit ihren Mehrwertdiensten. Chatten, Videos und Fotos posten, Taxi rufen, Restaurants reservieren oder bezahlen – alles ist in einer App möglich.

“

Es war einer dieser magischen China-Momente. Selbst ich war fasziniert von der Zuversicht, die die Chinesen ausstrahlten.

“

Eines der neusten Produkte war die Tencent-Plattform für gesundes Spielen auf dem Computer. «Damit können Sie super Eltern oder super Lehrer werden!», erklärte die Begleiterin. Mit der Software lässt sich die tägliche Spieldauer begrenzen, ebenso der Geldbetrag, den das Kind einsetzen darf. Zudem: «Jedes Kind kann nur ein Konto eröffnen und benutzen, denn es muss sich mit der Nummer seiner Identitätskarte registrieren. Damit haben die Eltern jederzeit die Kontrolle über ihr Kind und müssen sich nie mehr Sorgen machen.» Alle Daten auf einer Plattform, alles registriert, überwacht und geahndet – ob sie sich keine Sorgen darüber machten, was mit ihren Daten passiere, wollte ich von einer Mitbesucherin wissen. Ihre Antwort liess keine Zweifel: «Nein, wir sehen vor allem die Vorteile. Das alles ist so praktisch!»

Negativ äusserte sich kaum jemand. Das bleibt Aussenseitern wie zum Beispiel dem Autor Cixin Liu überlassen. «Der Spiegel wird alles vernichten, was zwar nicht direkt böse, aber doch schmutzig und unanständig ist», gibt der Gegenspieler des euphorischen Forschers Song zu bedenken. «Die Fortentwicklung und Vitalität der Gesellschaft basieren auf dem Impuls, von der konventionellen Moral abzuweichen. In allzu klarem Wasser kann kein Fisch mehr leben. Eine Gesellschaft, die keinerlei moralische Fehltritte kennt, ist tot.»

Mit seiner 2004 veröffentlichten Novelle nahm Cixin Liu vorweg, was zurzeit in China geschieht: die Einführung des Sozialkredit-Systems. Bürger werden für wünschbares Verhalten mit Punkten belohnt, bei schlechtem gehen Punkte verloren. Wer zu wenig Punkte hat, erfährt handfeste Nachteile. Er kann nur beschränkt Zugtickets kaufen oder sein Zugang zu sozialen Diensten wird eingeschränkt. Technisch scheint das System zu funktionieren. Unterschiedliche Aussagen gibt es dazu, wie breit es bereits genutzt wird. Doch allein die Tatsache, dass man beobachtet werden könnte, entfaltet Wirkung und verändert das Verhalten.

Transparenz, in Lius Geschichte zum bitteren Ende gedacht, mag das Ende unserer Gesellschaft bedeuten. Das andere Extrem, Intransparenz, lähmt ebenfalls. Intransparenz gibt es überall in China, und sie machte mich zunehmend misstrauisch. Warum dauerte es einmal drei Tage und dann wieder sechs Wochen, bis ich ein Visum erhielt? Warum war dasselbe Visum zuerst dreissig, später fünfzehn und zuletzt nur noch zehn Tage gültig? Warum erhielt die Kollegin aus Norwegen gar keines? Und warum musste der Schwede auf der chinesischen Botschaft antraben und eine Einschätzung zur Arbeitsqualität der chinesischen Regierung abgeben?

Das alles sind selbstverständlich Nichtigkeiten verglichen mit dem, was der uigurischen Bevölkerung in Xinjiang, im Westen Chinas, zurzeit widerfährt. Hunderttausende von Uiguren sitzen dort in Umerziehungslagern fest, vom offiziellen China als Berufsausbildungszentren bezeichnet. Wie sie die Sache mit den Uiguren beurteile, fragte ich Lin auf unserer Wanderung auf den duftenden Berg. «Dazu kann ich nichts sagen, damit habe ich mich zu wenig befasst», antwortete sie. Themenwechsel, wir sprachen über das Wetter oder irgendeine andere Belanglosigkeit.

Ich zählte mich nie zu den China-Enthusiasten, die in dem Land nichts anderes als unbegrenzte Business-Möglichkeiten sehen und beide Augen vor den Schattenseiten verschliessen. Faszination für die unglaublich rasche Entwicklung, gepaart mit einer grossen Skepsis gegenüber der Staatsgewalt haben meine Wahrnehmung über die Jahre geprägt. Und der Streit um Technologiefirmen oder die Schuld am Virus tat ich immer als Säbelrasseln unter Grossmächten ab. Doch mit den Ereignissen in Xinjiang und Hongkong hat sich mein Verhältnis zu China definitiv abgekühlt. Viele der jüngsten Entwicklungen lassen sich zwar aus chinesischer Sicht wohlwoller erklären, als wir im Westen es tun. Wer sich jedoch demokratischen Werten verpflichtet fühlt, der ist zu Recht skeptisch gegenüber dem Weg, den China oder genauer gesagt die Kommunistische Partei nun einschlägt.

Mit China erging es mir, wie es vielen Experten auf ihrem Fachgebiet passiert: Je mehr ich das Land zu verstehen schien, desto mehr Unergründliches fand ich vor. Obwohl ich sie nicht durchschaute, verspürte ich früher Offenheit zwischen mir und meinen Bekannten. Heute ist das anders. Wir können das allein, wir brauchen den Westen nicht, ist nun die vorherrschende Stimmung. Nie würde das jemand so direkt sagen. Doch es ist zu spüren, in dem, was passiert, und vor allem in dem, was nicht passiert, selbst wenn es immer wieder versprochen wird.

Unsere Wanderung auf den duftenden Berg ging auf ihren Höhepunkt zu. Nach eineinhalb Stunden waren wir oben. Wir sahen das Gebäude des chinesischen Fernsehens im Stadtteil Guomao im Osten Pekings, rund zwanzig Kilometer entfernt, eine der Architektur-Ikonen des modernen Chinas. Es sieht aus wie ein auf den Kopf gestelltes U. Viel beeindruckender war, dass man das Gebäude überhaupt sah. «Noch vor einigen Jahren war die Luft im Winter so schlecht, dass man nicht einmal den Sommerpalast sah, der zu Füssen des duftenden Berges liegt», sagte Lin. China schritt voran auf seinem Weg zu einem besseren Leben für seine Bürger.

Am Abend fuhren wir in die Stadt, ins Universitätsviertel. Wir betraten ein Wohngebäude

und fuhren mit dem Lift in den neunten Stock. Wir gingen durch trostlose und mit kaltem Neonlicht beleuchtete Gänge. Durch eine Tür, die gleich abweisend aussah wie alle anderen Türen, betraten wir eine Bar. Wir bestellten ein Bier, setzten uns ans Fenster und blickten auf die Strasse.

Einer meiner chinesischen Kollegen räsonierte über die Entwicklung Chinas. «In Chaoszeiten gab es in China immer mehr Fortschritt und Innovation als in stabilen Zeiten», sagte er. «Das war so, als die Dynastien wechselten, war aber auch in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu beobachten.» Die jüngste Periode der Offenheit habe China in den zehn, fünfzehn Jahren nach 1998 erlebt, «jetzt aber wird es immer enger».

Spätabends kehrten wir ins Hotel zurück. Im Bad liessen sich die Armaturen kaum bewegen, als litten sie unter Arthrose. Unter dem Nachttisch quollen Kabel aus dem Radio hervor, wie Eingeweide aus einem gerissenen Tier. Das Hotel stand symbolhaft für meine Beziehung zu China: die besten Jahre hatte sie wohl hinter sich, sie hatte ihren Reiz verloren und war zum Stillstand gekommen. Der Lockdown, der wenige Tage später folgte, nahm mir den Entscheid ab, der sich schon lange angebahnt hatte: Vorerst würde ich nicht mehr hinreisen.

Seit mehr als einem Jahr halte ich mit meinen Bekannten nur noch über Zoom Kontakt. Doch vieles ist zwischen uns irgendwie unverbundlich geworden. Jemand brachte die Idee auf, eine Webinar-Reihe zu entwickeln, in dem von unserem Alltag und unseren Projekten die Rede wäre, jenseits der grossen politischen Differenzen. Das Ziel einmal mehr: Vertrauen aufbauen, sich gegenseitig besser verstehen. Doch das Vorhaben will einfach keine Fahrt aufnehmen. Hier wir Westler, um unsere Freiheiten und um unsere Vorherrschaft bangend, da die Chinesen, die sich missverstanden und in ihrem Stolz über das Erreichte verletzt fühlen. Wie will man im kleinen Vertrauen schaffen, wo im Grossen das Misstrauen immer grösser wird?

Mein Blick fällt auf den kleinen Bluetooth-Lautsprecher auf dem Fenstersims. Drei Zentimeter im Durchmesser, mit zwei Beinchen, zwei Öhrchen und einem bunten Gesicht. Er zeigt das Maskottchen der QQ-App von Tencent und kann ganz schön laut werden. Ich habe ihn in Shenzhen geschenkt bekommen. Ein Auge zwinkert mir zu. Immer, wenn ich nicht mehr weiss, wie ich über China denken soll, erinnert er mich an die Begeisterungsfähigkeit und Unbeschwertheit, mit der die Chinesen in die Zukunft schauen. Sie werden mir fehlen. ■

“
**Wir können
das allein, wir
brauchen
den Westen nicht.
Nie würde das
jemand so direkt
sagen. Doch
es ist zu spüren.**
“

ION KARAGOUNIS berät den WWF China in strategischen Fragen und reist dazu seit zehn Jahren regelmässig nach und durch China.